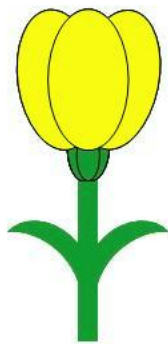


Veilchen

With young leaves and daffodils, Lo! your hands are laden!



Never lovelier maid was seen: April, April, gowned in green!

Inhaltsverzeichnis

- S.3 Lesetagebuch Januar bis März 2009 [Andrea Herrmann]
- S.5 Der Sprung [Michael Kramer]
- S.7 Der ausgetrocknete Fluss [Christiane Schwarze]
- S.8 Über Hängebrücken [Werner Vogel]
- S.9 Kohlenholen [Karl Farr]
- S.9 Rendezvous mit dem Hirschkäfer [Elfriede Camilla Herold]
- S.10 Aus der Sicht eines Katers [Thilo Bachmann]
- S.11 Der lebendige Friedhof [Friedrich Müller]
- S.16 Die Klette [Matthias Spiegel]
- S.18 Kosmologen [Kurt May]
- S.19 Gärtnerprüfung [Muna Germann]
- S.19 Welten [Manuel Göpferich]
- S.20 Rezension: „Die Kronkorken-Verschwörung“ von J.B. Deluder [Andrea Herrmann]
- S.21 Rezension: „Der bange Traum“ von Simon M. Jonas [Andrea Herrmann]
- S.22 Rezension: „Warm oder kalt? Warm!“ von Gerd Egelhof [Andrea Herrmann]
- S.23 Rezension: „Das Sommermärchen in den Alpen - EM-Tagebuch der Fußball-Euro 2008 in Österreich und der Schweiz“ von Gerd Egelhof [mad]
- S.24 Rezension: „Suchspuren“ von Dirk Heinrichs [Andrea Herrmann]
- S.25 Wettbewerbe [Andrea Herrmann]

Liebe Leserin, lieber Leser,

die Wahl fiel schwer unter den insgesamt 258 Beiträgen unseres Literaturwettbewerbs. Die vierköpfige Jury und ich haben die drei Gewinnertexte des Literaturwettbewerbs ermittelt. Es sind:

1. „Der Sprung“ von Michael Kramer
2. „Der ausgetrocknete Fluss“ von Christiane Schwarze
3. „Über Hängebrücken“ von Werner Vogel

Sie finden diese Texte gleich am Anfang dieser Ausgabe des „Veilchens“.

Wir gratulieren den Gewinner/innen des Wettbewerbs ganz herzlich!

Allen anderen Teilnehmer/innen danken wir für ihre Teilnahme und wünschen ihnen noch viel Spaß und Erfolg beim Schreiben.

Andrea Herrmann

Titelbild: zwei Zeilen eines Liedtextes von Edward Lockton, bebildert von Andrea Herrmann
Alle Rechte bei den Autoren. Manuskripte bis vier Seiten Umfang sind willkommen.

Das „Veilchen“ erscheint alle drei Monate und kann gegen 2,50 € in Briefmarken bestellt werden (außerhalb Deutschlands mit entsprechendem Versandkostenaufschlag).

Bestellungen und Beiträge an: „Veilchen“, c/o A. Herrmann, Hasenstr. 5, D-67659 Kaiserslautern
oder per E-Mail: veilchen „at“ geschichten-manufaktur.de

Ältere Ausgaben der Zeitschrift finden Sie auch zum Herunterladen auf der Webseite:
www.geschichten-manufaktur.de/veilchen.html

Lesetagebuch Januar bis März 09

Auf dem Meer der Belletristik erleide ich schon seit mindestens einem Halbjahr eine schlimme Flaute. Kaum etwas kann das Segel meiner Begeisterung richtig aufbauschen, allenfalls flattert es mal sachte. Deshalb kann ich dieses Mal nur klagen, denn auf spannende Fachliteratur wie in der vorigen Ausgabe kann ich auch nicht verweisen. In der Flaute greife ich stets auf das Bewährte zurück. Von Jack London beispielsweise habe ich noch lange nicht alles gelesen und wie es sich für einen guten Autor gehört, besticht jedes seiner Werke durch einen eigenen Charakter, so dass ich mich auch nach einem halben Meter Jack London noch nicht mit ihm langweile. Dieses Mal habe ich mir „Abenteurer des Schienenstranges“ gegönnt, eine Anthologie von neun Kurztexten rund um das Vagabundenleben, die ursprünglich als Zeitschriftenbeiträge abgedruckt worden waren. Jack London lebte in diesem wie in jedem Milieu so lange, bis der Kommunikative genügend Geschichten gesammelt hatte, also einige wenige Monate. Ob er alles selbst so erlebt hat, darf ruhig offen bleiben. Er berichtet nicht als Reporter, sondern um uns Daheimgebliebenen einen Eindruck zu vermitteln von dem Leben, das sich im Dunkeln der Wagenschuppen und um den rasenden Galopp des Eisenpferdes abspielt. Der Leser erhält praktische Tipps für den Fall, dass er sich eines Tages seinen Proviant oder handgestrickte Reisesocken erbetteln muss, als blinder Passagier auf Güterzügen reisen will oder ins Gefängnis gesteckt wird und dort seine Streichhölzer und Zigaretten behalten möchte. Beeindruckt hat mich seine Erfahrung, dass gerade die Armen einen Bettler selten abweisen. Sehr schön fand ich auch seine Empörung als amerikanischer Bürger, der sich seiner Rechte bewusst ist, als er im rechtswidrigen Schnellverfahren gemeinsam mit dreißig anderen „Reisenden“ als Vagabund zu einem

Monat Gefängnis samt Zwangsarbeit verurteilt wird. Nach seinem Haftmonat und einige haarsträubende Geschichten später über den Umgang von Polizei und Justiz mit Landstreichern verzichtet er jedoch darauf, sich juristisch gegen das ihm angetane Unrecht zu wehren. Zu guter Letzt vergleicht er noch eine umherziehende Armee mit einer Meute von Landstreichern.

Ansonsten war „Liebe“ das Thema, das sich wie ein roter Faden durch die vielfältige Belletristik meiner letzten drei Monate zog. Wirklich gefallen hat mir aber keine der Liebesgeschichten ganz. „Die Päpstin“ von Donna W. Cross und „Wasserzigeuner“ von A.P. Herbert porträtieren je eine romantische Liebe.

Johanna liebt ihr Leben lang denselben Mann, doch erst als sie gereift und Päpstin ist, kommen die beiden einander trotz aller Tabus näher. Es endet schlimmstmöglich: Johanna wird schwanger, verliert auf dramatische Weise öffentlich ihr Kind und ihr Leben.

Die Wasserzigeuner sind Jane und Lily Bell sowie ihr Vater, der Kino-Musiker, die alle drei auf einem Hausboot leben. Der Roman trägt im englischen Original den Titel „The Water-Gipsies“ und stammt aus dem Jahr 1958. Jane liebt „Mr. Bryan“, den Maler aus der High Society, der ungebunden als Untermieter in dem Haushalt lebt, wo sie arbeitet. Ein gewohnheitsmäßig hingeworfenes Kompliment, ein unbedeutender Kuss entflammen Janes Herz. Ihre Verehrung wird nie durch Erfüllung angekratzt. Mr. Bryan bleibt stets ihr hilfreicher Prinz, während sie zwischen dem feurigen Ernst und dem tapsigen Fred schwankt, erst den einen und dann den anderen heiratet. Desillusionierend realistisch werden Janes erste sexuellen Erfahrungen und die prosaische Partnerschaft mit ihren beiden schlichten Verehrern beschrieben, einschließlich ihrer ersten sexuellen

Erfahrungen. Mr. Bryan bleibt stets charmant und entführt Jane in höhere Sphären. Einen Abend lang spielt er mit dem Gedanken, das süße, formbare Mädchen zu seinem zu machen, entscheidet sich jedoch für seine Freiheit. Anders als Jane sucht ihre Schwester Lily nicht Liebe, sondern Vergnügen und scheint es ihrem Erzählen nach im Überfluss zu finden.

Noch viel schmerzhafter ernüchtert „*Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins*“ von Milan Kundera. Nichts ist hier leicht, aber alles unerträglich. Die Protagonisten Tomas und Teresa leiden ständig, können weder miteinander noch ohne einander. Treue wird nicht gelebt, jedoch gefordert. Beide verletzen einander immer wieder. Bedrückend, dieser Roman. Realistisch? Ich würde sagen: krankhaft.

Ähnlich übel missfiel mir auch die Liebesgeschichte „*Wie Staub im Wind*“

von Woodiwiss. Ein Trivialroman, in dem Feinde einander die Kleider vom Leib reißen. Die Hassliebe als Ideal? Nein, danke!

Die meisten dieser Geschichten konnte ich nicht vollständig lesen, höchstens durchblättern. Nur bei den Wasserzigeunern hoffte ich fast bis zum Schluss auf ein Happy End, das mich glücklich macht. Doch nach Janes Party-Debakel musste ich einsehen, dass ich auch hier zu viel erwartete. Gerne würde ich ausnahmsweise eine realistische Liebesgeschichte lesen, die trotzdem gut ausgeht. Gibt es denn keine glückliche Liebe oder ist diese nicht erzählenswert?

Andrea Herrmann

Der Sprung

An dem Tag, als er sterben wollte, regnete es.

Es hatte am Morgen begonnen, und auch jetzt, zwei Stunden nach Mittag, war der Himmel grau in grau verhangen, Häuser, Straßen und Gehsteige schimmerten trübe, und die wenigen Menschen, die unterwegs waren, hasteten durch die kalte Nässe, bewaffnet mit Regenschirm oder Jacke. „Das ist ein guter Tag“, dachte er, „ein guter Tag zum Sterben.“ Und er beugte sich über die Brüstung seines Fensters hinaus, spürte den Regen und hatte keine Angst.

„Wie leicht es ist“, sagte er sich, „es fehlt nicht viel, und ich falle hinunter.“ Aber dann dachte er, wie es wäre, wenn sie ihn dort unten - in entstellter Haltung - finden würden. Er ließ sich zurück in sein Zimmer gleiten, dieses kleine Studentenzimmer unter dem Dach, mit seinem Schrank, dem Bett und dem Tisch. Er schloss das Fenster und überlegte, dass, wenn er sterben wolle, er doch zumindest die Papiere ordnen müsse, und so zog er die Schublade des Tisches auf und vertiefte sich in die unvermeidbaren Arbeiten.

Dann - er hatte gut drei Stunden darüber gegessen - stand er auf, ordnete die letzten Umschläge, packte sie in seine Tasche und öffnete die Tür. Auf dem Weg nach unten begegnete ihm Frau Siebenkranz, und er grüßte freundlich, wie er es immer tat. Überhaupt war er der Meinung, dass die Welt viel zu unfreundlich sei, und schließlich war dies auch einer der Gründe, die zu seinem Entschluss geführt hatten. Aber Frau Siebenkranz nickte nur und hastete die Treppe hinauf. Unten stellte er fest, dass er den Schirm vergessen hatte. Doch zurück wollte er nun nicht mehr, wo er doch die Türe hinter sich geschlossen hatte.

Nachdem er die letzten Briefe eingeworfen hatte, ging er nun dem Flusse zu. Es war nicht leicht zu entscheiden, welche der Brücken er wählen sollte. Die Eisenbahnbrücke oder die belebte große Brücke? Vierzig, fünfzig Züge verkehrten täglich auf der einen, hunderte Autos auf der anderen. Auch die alte Stahlbrücke zog er in Erwägung. Dort war der Strom nicht ganz so breit aber desto tiefer. Schließlich dachte er an die Fußgängerbrücke am Rande der Stadt, die sich in zwei Teilen über den Fluss wölbte: Von einem Ufer bis zur Flussinsel und von dort weiter zur anderen Seite.

Welche sollte er wählen? Eine, an der er von zahlreichen Schaulustigen beobachtet werden würde? Oder sollte es still geschehen, im Verborgenen? Das bedeutete aber dann, dass seine Leiche, würden sie sie finden, sehr unansehnlich wäre, eben weil durch tagelanges Liegen im Fluss sein Gesicht und die Glieder ganz und gar aufgedunsen wären. Endlich entschied er sich fröhlich für die alte Stahlbrücke, hier war es ruhiger, aber nicht gänzlich unbelebt, man würde sein Vorhaben erkennen und im Falle seines Todes nach seinem Körper suchen. Froh, den Entschluss gefasst und endlich das nahe Ziel vor Augen zu haben, ging er weiter.

Inzwischen war es ganz dunkel und regnete nicht mehr. Endlich hatte er die Brücke erreicht. Autos blendeten ihn und das Licht der Laternen spiegelte sich im Wasser. Als er sich nun zur Mitte der Brücke bewegte - er war sich seines Entschlusses immer noch ganz sicher - sah er eine Gestalt am Geländer stehen. Er ging näher heran und erkannte eine junge Frau.

„Hallo“, sagte er. Sie stand von der Straße abgewandt, hinter dem Geländer, so, als wolle sie sich in die Tiefe stürzen.

„Hallo“, antwortete sie, ohne sich umzudrehen. „Bitte stören Sie mich nicht“.

„Stören wobei?“ fragte er, obwohl er es natürlich sah.

„Ich möchte mich umbringen. Gerade wollte ich es tun - doch nun sind sie gekommen.“ Es klang ein wenig vorwurfsvoll.

„Aber warum denn?“ fragte er, und war sich nicht ganz sicher, wie er sich verhalten sollte, denn eigentlich hätte er jetzt an ihrer Stelle stehen müssen.

„Weil die Welt nicht zu ertragen ist“, erwiderte sie nicht unfreundlich.

„Ja, das stimmt“, und er nickte zustimmend.

Ihre Hände ließen das Geländer los. Es schien, als würde sie über dem Abgrund schweben.

„Können Sie denn schwimmen?“ fragte er. Sie stutzte. „Ja“ sagte sie. „Warum?“

„Weil Sie sich nur umbringen können, wenn sie nicht schwimmen können.“

Die Frau fasste das Geländer und drehte sich vorsichtig um.

Sie blickte ihn an und er blickte zurück.

„Können Sie denn schwimmen?“ fragte sie.

„Nein“, sagte er.

Er überlegte, ob er sein Vorhaben aufgeben solle. Immerhin war sein Platz, den er unter Berücksichtigung verschiedener, wichtiger Aspekte gewählt hatte, besetzt.

„Es hat sich nicht ergeben“, fuhr er fort.

„Beim ersten Mal konnte ich es auch nicht.“ Sie schaute ihm direkt ins Gesicht.

„Aber das geht allen so.“

„Allen?“ Er sah sich um, konnte aber niemanden entdecken. Im flackernden Scheinwerferlicht schien ihr Gesicht seltsam verzerrt.

„Allen, die auf den Brücken stehen. Jede Nacht. Zaudernd, zögernd oder voller Mut. Die meisten können nicht schwimmen.“ Und sie betonte: „Am Anfang“.

Dann lachte sie, stieß sich unvermittelt vom Geländer ab und warf sich kopfüber in die Tiefe. Ein leichtes Klatschen drang

an sein Ohr, wie wenn ein Stein aus großer Höhe geworfen wird. Er aber setzte sich auf das Geländer und schaute dem ruhigen, dunklen Flusse zu.

Nun war es nicht etwa so, dass er erleichtert gewesen wäre. Vielmehr wunderte er sich, dass niemand von dem Vorfall Notiz zu nehmen schien. Auch fiel es ihm jetzt schwerer als zuvor, seinen Entschluss umzusetzen. Denn in der Tat konnte er nicht schwimmen, und die Vorstellung, es im Kampfe des Todes notgedrungen zu erlernen, irritierte ihn. Außerdem befürchtete er, dass ein möglicher Beobachter einen Zusammenhang zwischen ihrem und seinem Sprung herstellen könne, obwohl hier doch ganz unterschiedliche Gründe vorlagen.

In dieser Nacht starb er nicht, und auch nicht am nächsten Tag. Aber am folgenden Abend setzte er sich ans Ufer.

Er wartete, bis es ganz dunkel geworden war. Das Licht der Straßenlaternen spiegelte sich im Wasser, und tauchte die Brücke mit ihren Pfeilern in ein unechtes Licht. Er zog aus, was er am Leibe trug und watete ins Wasser.

Und dann lernte er schwimmen.

Michael Kramer

Ich bin 41 Jahre alt, seit 17 Jahren verheiratet und Vater von 3 Jungs im Alter von 8, 11 und 14 Jahren. Ich habe nach meiner Ausbildung zum Heilerziehungspfleger in der Altenpflege und dann zehn Jahre in der Psychatrie gearbeitet. Nebenberuflich machte ich die Weiterbildung zum Sozialwirt. Einige Jahre später zum Casemanager (Soziallotse). Ich wechselte in den Seniorenbereich (betreutes Wohnen). Ich schreibe seit 20 Jahren, meist Gedichte, seit drei Jahren einen Roman. Bisher schrieb ich eigentlich für mich selbst. Weil die Arbeit an dem Roman so langwierig und einsam ist, habe ich nebenher Kurzgeschichten geschrieben. Ich lese sehr gern, am liebsten Fallada, Mankell oder auch Grünberg. ganz unterschiedlich. Manchmal auch Kafka.

Der ausgetrocknete Fluss

Die Frau sitzt auf der Bank. Vor ihr staubt das ausgetrocknete Flussbett. Kiesel bieten an, sich in ihre Hand zu schmiegen.

Sie erinnert sich an eine Zeit, in der hier Fische nach Mücken schnappten.

Die Quellen des Berges versiegten nach und nach. Allein die Hitze blieb.

Was gab es hier noch? Libellen, Kaulquappen, Schilf. Manchmal transportierte jemand mit einem Ruderboot etwas auf die andere Seite, weil es keine Brücke gab.

All das weiß sie noch ganz genau, darum berichtet sie es den dreien, die mit ihr gemeinsam essen. Jeden Tag zählt sie auf: „Libellen, Kaulquappen, Schilf, keine Brücke.“ Und täglich möchte sie von ihren Tischnachbarn wissen, wie sie heißen. Die Frau starrt auf die trockenen Steine, aber die verraten es ihr nicht.

Es gibt so viele Namen. Früher gab es noch viel mehr davon. Vielleicht hat sie das Wasser damals mit davongetragen.

Was immer die anderen erzählen, wird in ihrem Kopf zu Staub. Alle Namen und alle Geschichten.

Manchmal findet sie von der Bank nicht zurück zu dem Haus, in dem der Tisch steht, an dem sie isst. In diesem Gebäude gibt es ein Bett, in das sie sich manchmal legen darf und manchmal nicht. Am liebsten würde sie nie mehr aufstehen. Sie ist müde. Aber die Frauen, deren Namen sie sich gut merken kann, weil sie alle „Schwester“ heißen, verbieten ihr, liegen zu bleiben.

Der Mann mit dem weißen Hemd und der weißen Hose fragt immer, welcher

Wochentag heute ist. Warum will er das wissen? Sie verrät ihm lieber, dass es hier einst Libellen, Kaulquappen und Schilf gab.

Er ist ein freundlicher Mensch, obwohl er von Dingen spricht, die es nie am Fluss gab.

Transmitter und Synapsen. Sie lächelt dann zurück und er sagt, dass ihre Gedächtnisfähigkeit nachlässt, weil Botenstoffe durch einen Spalt transportiert werden müssen. Sie stellt sich dabei Ruderboote vor. Er nickt dann und sagt „Ja, so ähnlich.“

Das kann sie sich merken, denn natürlich kann niemand Brücken in ihrem Kopf bauen.

Christiane Schwarze

Schreibt Kurzgeschichten, Erzählungen, Lyrik, lyrische Prosa, Kurzkrimis, Märchen, Satiren und Liedtexte. Geb. 1960 in Uslar / Lebt in Homberg (Ohm) / Logopädin / Mitglied VS und Hessische Literaturgesellschaft / Fünf Bücher (Mauerverlag, drei von der Deutschen Medienkommission ausgewählt) und zwei literarisch-musikalische Hörbücher / Über 200 Einzelveröffentlichungen im In- und Ausland. 2000 Anerkennungspreis Wolfener Literaturpreis / 2001 Siegerin Wettbewerb bench-press / 2003 Nominierung für Friedrich-Glauser-Kurzkrimipreis / 2008 Dorstener Lyrikpreis 4. Platz. www.christiane-schwarze.de

Über Hängebrücken

Aufgeregt tappt sie die ersten Schritte hinein in den Irrgarten. So lange das Licht, das ihr vom Eingang her folgt, stark genug ist, leuchten die geheimnisvollen Zeichen an der Wand in bunten Farben. Wie all die anderen hier im mächtigen Labyrinth schafft sie es nicht, die Symbole zu deuten, ihnen ihre tatsächliche Botschaft zu entlocken, aber schön sind sie und verheißungsvoll.

Bei der ersten Weggabelung entscheidet sie sich für den rechten Gang, wie es ihr der alte Wächter an der Pforte mahnend geraten hat. Von nun an spendet nur mehr ihre kleine Fackel spärlich Licht. Ihre Schritte werden kürzer. Sie wird vorsichtiger und nachdenklich. Die Zeichen sind jetzt grau und wirken zuweilen bedrohlich im flackernden Schein der Flamme. Immer hält sie sich rechts. Über schwankende Hängebrücken, unter denen Sturzbäche rauschen, tastet sie sich vorwärts, durch schmale Tunnel kriecht sie. Sie weiß, dass es keinen Weg zurück gibt. Das Ziel ist der andere Ausgang. Stunden werden ihr zu ewigen Nächten und ewige Nächte zu flüchtigen Jahren. Sie ist einsam, jedoch nicht allein auf ihrer Wanderung. In finsternen Nischen und dunklen Sackgassen findet sie ab und an Gleichgesinnte, die so wie sie den Ausgang suchen. Mit ihnen teilt sie ihren Proviant, bespricht sie die grauen Zeichen, mit ihnen zusammen stellt sie Theorien auf über den rechten Weg und das, was nach dem Ausgang wohl kommen mag. Mit ihnen lacht und wandert sie, bis sich die Begleiter plötzlich verlieren in der lauernden Finsternis nicht gewählter Nebengänge.

Sie aber kann nicht stehen bleiben oder gar nach ihnen suchen. Sie tastet sich weiter, zielstrebig, obwohl das Ziel, der Ausgang, nie definiert worden ist. Wenn sie schläft, zusammengekauert in einem Wandvorsprung, träumt sie von den Stimmen verlorener Weggenossen und von Farben, die sie nicht benennen kann.

Als sie einmal nach einem solchen Traum erwacht, ist ihre Fackel erloschen. Die Dunkelheit umfasst und durchdringt sie. Zum ersten Mal weint sie und ist mutlos und verzweifelt. Dann aber spürt sie den Luftzug einer vorbeihuschenden Fledermaus, hört ihren Flügelschlag, riecht das mächtige Leben, und sie steht wieder auf und setzt ihren Weg fort. Von da an hält sie ihre Augen geschlossen. Diese sind ihr nutzlos geworden. So kann sie auch im Gehen träumen, den Symbolen wieder Farben geben und den Farben Namen. Sie benötigt keinen Schlaf mehr. Eine uralte, wunderbare Melodie beginnt in ihr und mit ihr zu spielen. Sie fühlt, dass sie sich dem Ausgang nähert, wo schon die anderen warten.

*Werner Vogel,
geboren am 25. Februar 1964 in Wien,
Studium der Germanistik und Geschichte,
seit 1990 Lehrer an Wiener Gymnasien,
Co-Autor mehrerer Schulbücher für den
Deutschunterricht, Veröffentlichungen im
Hörfunk, in zahlreichen Anthologien und
Zeitschriften, 1990 Literaturstipendium des
Österreichischen Bundesministeriums,
Autor mehrerer Gedichtbände, zuletzt 2005
„Wo die Stirnreihe endet“ (Edition
Innsalz).*

Kohlenholen

Zuhause hatten wir früher weder Heizung noch Badewanne. Wir wärmten mit einem Kohleofen und am Samstag wurde in einer Zinkwanne gebadet. Aber für den Ofen musste die Kohle herangeschafft werden. Mein Vater besorgte dies selbst, denn solange er konnte, wollte er es so handhaben.

Dazu hatte er ein „Wägelchen“. Das war das Untergestell eines Kinderwagens, auf den er den Sack festband und so die Kohlen transportierte. Meistens holte er zwei Zentner Briketts und musste zweimal laufen. Das war aber nicht so schlimm, denn der Händler hatte sein Geschäft direkt um die Ecke. Wenn er etwas mehr Geld zur Verfügung hatte, kaufte er auch Anthrazitkohle, da diese gut wärmte. Eierkohlen nahm er selten, nur wenn der Händler nichts anderes hatte. Gezogen wurde das Wägelchen mit einer Schnur, mein Vater lehnte das Wort Band ab, da es dem Platt entsprang, wie er sagte.

Als ich ihn darauf ansprach, warum er das „Wägelchen“ benutzte, sagte er mir, dass

sie es während der Flucht genauso gemacht hatten. Natürlich hätten sie keine Kohle transportiert, sondern ihre Sachen. Das hatte er sich zur Gewohnheit werden lassen.

Erst als er später aus Altersgründen nicht mehr selbst laufen konnte, ließ er die Briketts vom Kohlenmann bringen. Das war aber lange nicht so abenteuerlich, wie die Kohle selbst zu holen. Denn wie oft hatte ich ihn begleitet! Und mit dem Wägelchen, welches er dann abschaffte, konnte man sich auf dem Hof herunterrollen lassen. Damit war es nun auch vorbei!

Karl Farr

1954 in Leer/ Ostfriesland geboren, Sozialpädagoge, lebt zur Zeit in Essen, schreibt seit 1979 Gedichte und Kurzerzählungen, bisher verschiedene Veröffentlichungen, Lesungen und Fotoausstellungen, die Kurzgeschichten-sammlung „Die Sache mit dem Floß“.

Rendezvous mit dem Hirschkäfer

Plötzlich lief er mir über die Hand. „Erlauben, Stagbeatle ist mein Name“, sagte er höflich und verbeugte sich etwas linkisch. „Guten Morgen!“ antwortete ich erstaunt.

Schließlich hatte ich keinen Besuch erwartet, denn wir waren ja nur auf Wanderschaft hier im Walde – und rasteten unter den Tannen. Nun hatten wir uns genug erholt und den Wald empfanden wir als eine Station unserer Wanderung, die uns beglückte wie ein stilles Märchen.

Herr Herbäus hatte sich seinen Rücken etwas beschmutzt; er war gerade in der Erde gewesen.

Als er die Spitze meines Daumens erklimmen wollte, machte er einen Fehltritt und fiel unsanft in meine hohle Hand zurück. Verdrossen gab er einen kleinen Summton von sich. Die Landung auf den Flügeln gab ihm ziemlich zu schaffen. Seine Beinchen und sein Bauch schimmerten wie grünlich-brauner Stahl.

„Ärgerlich, diese Zappelei“, schnurrte er und schnellte sich mit den Hinterbeinen hoch,

Nun war sein Panzer wieder glatt, denn er hatte sich den Schmutz an meiner Hand abgewischt. Auch müde war er geworden. Er setzte sich in eine Handlinie. Ich musterte ihn.

Er sah aus wie ein schwebgepanzerter Ritter. Sein Kopf schaute grimmig unter seinem violett-grünen Helm hervor. Er trug seinen viel zu groß geratenen Oberkiefer lustig zur Schau. Diese Zangen dienten ihm als Fangwerkzeug und sahen aus wie das Geweih eines Kapitalhirsches. Als Rüstung trug er ein starres, hartes Wams aus braun-rot-schwarzem Metall. Ich hauchte etwas über ihn; da zirpte er leise; möglicherweise war ihm das angenehm.

Auf einmal wurde er wieder ganz munter. Eilig krabbelte er auf den Spalt zwischen Zeige- und Mittelfinger zu. Ich nahm mir vor, ihn nicht durchzulassen. Aber „Stagi“ machte ein zum Fürchten unwirsches Gesicht, so dass man dicke Wülste über den blanken Augen wahrnahm.

Er reckte den Kopf aus dem Rüstungskragen und zog die Fühler ein. So rannte er gegen die Öffnung los. Hartnäckig bohrte er seine Kiefer hinein.

Sein gepanzerter Hinterleib hob sich ein wenig... und da! Das Tor öffnete sich! So rasch er konnte krabbelte er hindurch, während er seinen Kopf misstrauisch hin und her bog. Seine Zweifel, ob er in Sicherheit sei, schwanden. Er nahm seine sechs Beine und machte sich davon.

Ich blickte ihm gespannt mit den Augen nach. Ein sonderbares Gefühl von Ernst überfiel mich, aber zugleich auch der Genugtuung – er gehörte einfach in sein Reich aus Gras und Tannennadeln, Erde und Holz. Es machte mir nichts aus, dass er sich von mir nicht mit einem „servus“ oder „mach’s gut“ verabschiedet hatte. Wir verstanden uns auch so, denn wir hatten etwas Gemeinsames, wir waren beide auf Wanderschaft – ich wusste, dass wir uns bestimmt nicht wiedersehen würden.

Mit seinem ansehnlichen Kiefer und festen Panzer setzte er seinen Weg durch die Wildnis seiner Heimerde fort.

Elfriede Camilla Herold

in Wien/ Österreich geboren, arbeitete als Damenschneiderin und ist jetzt im Ruhestand. Seit 1984 schreibt sie Kurzgeschichten, Märchen, Lyrik, experimentelle Prosa, Schmunzelgeschichten, Satiren u.v.m. Veröffentlichungen in Anthologien, Literaturzeitschriften und Internetforen im In- u. Ausland, zahlreiche Lesungen in Wien.

Aus der Sicht eines Katers

„Ein mieses Wetter heute wieder einmal“, sagt der Kater Belisar zu sich. Ich bin froh, ein Kater zu sein. Das Wetter ist zwar nicht nach meinem Geschmack. Immerhin, die blöden Menschen bilden sich ein, jeden Tag aufstehen zu müssen. Mein Frauchen schaut oft auf einen sonderbaren Gegenstand auf dem Nachtkasten, der so komisch tickt.

Belisar streckt sich noch einmal und erhebt sich. Für ihn gibt es keine innere Uhr, er ist kein Sklave der Zeit. Er sieht aus dem Fenster, es regnet stoßweise. Am Tisch hat Frauchen in der Ecke die Zigaretten liegen

gelassen. Belisar nimmt sie an sich während er sich in einen dicken Mantel hüllt. Zünder liegen am Gasherd, er streckt sich. „Nein, heute mal keine fade Milch trinken“, murmelt er verdrießlich, schlüpft in zwei Schuhe, die ihm nicht passen, und verläßt die Wohnung ohne sie abzuschließen.

Im Freien bläst ihm ein eisiger Wind entgegen und dann noch ein strömender Regen. In einem Hauseingang zündet er sich eine Zigarette an. Belisar schlendert verschlafen die Straße hinunter und ist bald durchnäßt. „Was die Menschen nur an den

Zigaretten finden, eine matte Sache“, sagt er zu sich, „man bekommt einen Hustenanfall - eine Bratwurst oder eine Tasse Kaffee wäre mir lieber.“

Niemand begegnet Belisar bei diesem unwirtlichen Wetter. „Frauchen hat Nerven, läßt mich einfach alleine zuhause, kein Kätzchen zum Spielen und Raufen, das kann sie mit mir nicht machen, ich bin zwar ein Nachttier, aber immer nur schlafen, ich bin kein Löwe.“

Belisar greift in die Manteltasche, es ist etwas Geld darin. Da entdeckt er ein Stehcafé. – „Ah gerade das Richtige für mich, ein heißer Milchkaffee, ich bin ganz ausgefroren“, sagt er leise und betritt das Café. Ein paar Leute stehen trinkend und rauchend an einigen Holztischen. Belisar bestellt sich einen Melange und bezahlt rasch. Dann nimmt er seine Tasse und hüpfte zu einem Tisch. Er hat aber keine Lust auf eine Zigarette, so schlürft er langsam und genüsslich seinen Kaffee. Sehnsüchtig denkt Belisar an sein Frauchen. „Was macht sie denn den

ganzen Tag?“ denkt er. Inzwischen hat er ausgetrunken und schlendert mißmutig in den Regen hinaus, der in Schneefall übergegangen ist.

Belisar beeilt sich in die warme Stube zu gelangen. Frauchen ist noch immer nicht zuhause. Er streift den Mantel wieder ab, befreit sich von den Schuhen und verschläft den Rest des Tages.

Thilo Bachmann

von beruf gelernter gärtner, schreibt gerne kurzprosa, kurzkrimis, schmunzelgeschichten, lyrik, weihnachtsgeschichten, satiren, essays. in mehreren anthologien und zeitschriftenverlagen im in- und ausland veröffentlicht. hobby-pianist. steckenpferde sind fremdsprachen, literatur, musik, geschichte. Lieblingsautoren: dostojewsky, knut hamsun, gustav freytag. Bevorzugte komponisten: bach, beethoven, mozart, auch countrymusik, soul, blues.

Der lebendige Friedhof

Seit dem Drama, ich nenne es das „Vorkommnis“, lebe ich hier in diesem Haus, eines von vielen in einer leblosen Hausherde, die sich in einem sehr abgelegenen und ruhigen Vorort einer namenlosen Kleinstadt befindet. Wie alles andere in meinem Leben ist sogar der Wohnplatz bedeutungslos, namenlos ja eigenschaftslos geworden. Der Ort ist tot, menschenleer; es wohnen dort fast nur ältere Einzelne oder Paare ohne oder mit bereits erwachsenen, weggezogenen Abkömmlingen.

Diese Einsamkeit ist die ideale Umgebung für mich nach dem „Vorkommnis“. Sie habe ich gesucht und auch glücklicherweise - manchmal bleibt einem nur das Glück als letzte motivierende Eigenschaft im Leben übrig - gefunden. Will ich mal kurz aufflackern, den Akku

auftanken und die gefüllten Speicher entleeren, so packe ich rasch einen Koffer, führe ein paar Telefonate und lasse mich dann zwei bis drei Tage in den warmen Armen und der weichen Sinnlichkeit einer bis dahin unbekannten Frau treiben. Aber es muss draußen geschehen, ich will den ruhigen morbiden Charakter meines Refugiums nicht entweihen. Meinen Lebensunterhalt verdiene ich als eine der fleißigen Ameisen, die das weltweite Netz am Leben erhalten. Die Entlohnung dafür ist karg, aber für meine jetzigen Bedürfnisse völlig ausreichend.

Der Alltag wurde berechenbar, überschaubar und somit frei von Emotionen.

Überraschungen und vor allem Enttäuschungen hatte ich genug gehabt.

Sie sollten nicht mehr Bestandteil meines Lebens werden. Kann man mehr Glück auf dieser Erde finden?

Blicke ich durch das Wohnzimmerfenster auf die menschenleere Straße hinaus, so liegt zu meiner Linken ein noch desolateres Haus als das, in dem ich zurzeit mein Leben eingepackt habe. Es steht schon, so wurde ich unterrichtet, seit über zehn Jahre allein und leblos da. Eine Mumie verfügt über mehr Vitalität. Zur Rechten befindet sich ein prächtige Villa, zweistöckig, aus massivem Stein erbaut, keines dieser üblichen, klapprigen Holzhäuser, von einem riesigen Garten umrandet, ja regelrecht eingeschlossen. Wie auch alle anderen Gärten, so ist auch dieser ein reiner Ziergarten, nur Rasen und ein paar wenige Bäume und Blumen sind die einzigen Lebewesen, die ihn bevölkern.

Kurz nach Ostern kam Bewegung in die Villa. Ein großer Möbeltransporter entleerte seine Ladung Möbel und sonstigen Krimskrams in die leere Behausung, alles von flinken Profimöbelpackerhänden in kurzer Zeit bewerkstelligt. Soviel Lärm, Geschrei, Gelächter und Fluchen wie an diesem Tag gab es sonst nicht mal in einem ganzen Jahr hier zu hören. Die Umzugsaktivitäten wurden durch die Ankunft eines Taxis beendet, aus welchem eine Frau zusammen mit zwei Jugendlichen stieg. Natürlich habe ich alles beobachtet. Es gibt hier ja sonst nichts zu erleben. Ich bin mir sicher, dass im Umkreis von zwei Kilometer alle beobachtet haben.

Seit dem Taxiausstieg habe ich sie nicht mehr gesehen. Die Jugendlichen auch nicht.

Am nächsten und am darauf folgenden Tag nahm ich mir die Freiheit, bei der Villa zu läuten, um sie bei einem kleinen Plausch als die Neuen zu begrüßen. Aber es hat sich nichts in der Villa gerührt. Wenn sie nicht gestört und gesehen werden will, so dachte ich mir, dann sollen stumm ein paar Geschenke reden und legte eine Flasche

Wein, eine Schachtel Pralinen und ein Willkommensschreiben vor ihre Haustür. Ich hoffte auf eine Reaktion auf meine Begrüßung. Leider kam keine. Ich wurde enttäuscht und habe mich darüber geärgert, einen Annäherungsversuch unternommen zu haben.

Sie wurde beim Einzug von der Villa verschluckt und hat sich aus dem Panzer nicht mehr herausgetraut; will sie überwintern, ist sie empfindlich gegen Sonnenlicht oder hat sie sonst eine ungewöhnliche, gar böse Krankheit? Es verging seit ihrem Zuzug fast kein Tag, an dem ich mir nicht so meine Gedanken bezüglich der geheimnisvollen Nachbarin machte. Die Tage gingen ins Land. Ich war seither dreimal auf „Tour“ gewesen.

Dann plötzlich, vor vier Wochen, geschah etwas Einzigartiges, das Ereignis des Jahres wenn nicht gar des Jahrzehntes. Ein Zaun wurde auf dem Nachbargrundstück bei der Taxiangekommenen errichtet. Zwar nur ein Holzzaun, aber immerhin, es wurde eine Grenze gezogen.

Zwei Tage später wussten wir Nachbarn, warum. Der Garten wurde, zusätzlich zu Gras und Bäumen, noch um ein weiteres Lebewesen, einem Exoten, einen großen, schwarzen Terrier bereichert. Er hatte die Schulterhöhe eines Erstklässlers und schien noch jung und ungestüm zu sein. Einige Löcher waren schnell gebuddelt, die vorhandenen wenigen Rosen rasch ausgescharrt oder abgefressen. Nachdem er bei sich für klare Verhältnisse gesorgt hatte, wollte er die Demarkationslinie überschreiten und sein Lebenswerk in der Nachbarschaft fortsetzen. Der Holzzaun war für ihn kein großes Hindernis, schnell wurde er untergraben und er fing an, in meiner Grünanlage weiterzuarbeiten.

Er traf einen wunden Punkt. Waren es auch nur von meinem Vorgänger geerbte Blumen, die ich im Frühjahr zurechtstutzte und im Sommer ein wenig pflegte, so hing doch mein Herz so an ihnen als hätte ich ihnen das Leben selbst geschenkt. Der

Terrier fing an, meine Rosen zu vernichten. Ich musste handeln.

Letzten Dienstagvormittag holte ich aus dem Keller einige dicke Bretter, Hammer und Nägel und fing an, die entstandenen Löcher im Zaun zu flicken. Die Aktion verursachte in der totenstillen Umgebung natürlich einen Höllenlärm. Ob es der Lärm oder das schlechte Gewissen war, welches sie beim Anblick meiner Tätigkeit bewegte, ich werde es nie erfahren, die Hundebesitzerin hat von mir völlig unbemerkt ihr Haus verlassen und ist zu mir an den Zaun gekommen.

Ich hatte so gar nicht mit ihrem Erscheinen gerechnet und fiel fast auf den Hintern vor Schreck, als ich plötzlich ihre Gegenwart wahr nahm.

Ich blickte zu ihr auf, sah in ein aufgequollenes, gerötetes aber dennoch recht hübsches Gesicht in welchem zwei leblose, gerötete Augen schwach dämmerten. Sie war ungeschminkt und ihr kleiner zierlicher Körper steckte in einem Morgenmantel, der schon etliche Male in der Waschmaschine zu Hause war und es langsam wieder mal nötig hatte, dort eine Weile zu verbringen. Die Haare waren zerzaust, die Hände und Füße, sie steckten ungeschützt in offenen Sandalen, waren ungepflegt. Kurzum, sie bot ein Bild des Jammers.

Ich war von ihrem plötzlichen Anblick so überrascht, dass mir spontan nur der Satz einfiel: „Willkommen in unserem Friedhof der lebendigen Seelen. Es freut mich, Sie endlich einmal zu Gesicht zu bekommen. Dachte schon, Sie sind in Ihrem Haus verloren gegangen und finden nicht mehr den Ausgang“.

Sie sah mir kurz in die Augen. Die ihrigen erzählten mit einem freudlosen verlorenen Blick von Trauer und Wehmut. Sie begann zu reden, ein etwas heiseres Reden, es klang als ob sie schon eine geraume Weile keinen Gedanken als gesprochenes Wort aus der Kehle heraus ließ, musste sich dabei immer wieder räuspern.

„Sie reparieren den Zaun? Haben Sie Angst, der Hund könne auch Ihre Rosen abfressen, sie ausradieren aus dieser Welt tilgen? Glauben Sie mir, so mancher Mensch wäre froh, man würde auch ihn eliminieren. Muss mich wohl bedanken? Wissen Sie, es ist schon so lange her, dass jemand etwas unaufgefordert und freiwillig für mich getan hat, ich habe die dabei aufkommende Gefühlsregung schon fast vergessen. Sie sprechen von einem Friedhof. Sind Sie hier der Friedhofwärter?“

„Nett von Ihnen, aber mein einziger Gedanke war, meine Blumen vor Ihrem Hund zu schützen. Mit Gräbern und dem unter die Erde bringen kenne ich mich aus. Ja, ich habe einige Zeit bei einem Beerdingungsunternehmen gearbeitet.“

Sie hat meine Worte gar nicht vernommen. „Ich muss Sie zum Dank unbedingt zu einer Tasse einladen. Trinken Sie gerne Tee oder Kaffee? Wollen Sie mich bitte begleiten.“

Das war keine Frage. Der Ton ihrer Stimme hatte etwas Forderndes; es fällt einem Mann schwer, diesem Ton mit Abweisung zu begegnen. Ich folgte ihr in die Villa.

Drinne sah es wie in einer Gruft aus, keine Spur von Leben. Der Hauch von Unberührtheit lastete auf dem Mobiliar, eine leichte Staubschicht überzog die Oberflächen. Es war alles aufgeräumt, die Einrichtung sah so aus, als wäre sie gestern neu eingebaut worden. Nur in der Küche brannte ein helles Licht, man erkannte in ihr sofort den einzigen untoten Raum. Es standen ein paar leere Gläser auf dem Tisch und unsauberes Geschirr in der Spüle.

„Kaffee oder Tee, was wollen Sie trinken? Ich möchte mit Ihnen ein bisschen plaudern.“

Kaffee wird mir gut tun, regt meine Hirnzellen an. Sie wurde munter, suchte flink die benötigten Zutaten zusammen.

Warum bin ich ihr gefolgt? Neugierde, Höflichkeit, oder weil ihr Äußeres, wenn auch zur Zeit ungepflegt und somit wenig ansprechend, doch attraktiv genug ist, um einen Mann zu locken.

Ein wenig von allem, aber der letzte Grund gab vermutlich den Ausschlag.

Der Kaffee wurde von Hand gebrüht.

Sie legte los. Plötzlich und unerwartet.

„Seit einem Jahr geht alles schief. Der Hund ist das Einzige, was mir noch übrig blieb. Er war Bergbauingenieur und bei einer Firma beschäftigt, die weltweit Kupfererz sucht und aufspürt. Die entlegensten Winkel der Erde musste er abklappern. Von den zwölf Monaten eines Jahres war er neun unterwegs.

Dafür war der Rest des Zusammenseins für uns beide umso intensiver. Er war der Teich in meinem Leben, in dem ich frei und ungezwungen schwimmen konnte, habe bisher nichts Vergleichbares erlebt.

Bis zum letzten Sommer. Er musste nach Chile reisen. Eine neue Lagerstätte sollte erkundet werden, die einheimischen Freizeitgeologen hatten Gerüchte gestreut, sein Arbeitgeber wurde durch sein weltweites Spitzelnetz informiert, er musste hin und der Sache auf den Grund gehen. Er flog am 30. August, es war ein Freitag, nach Santiago. Wir haben am Montag darauf das letzte Mal miteinander telefoniert. Seitdem ist der Teich trocken. Er ist spurlos verschwunden und ich liege am Grund und schnappe nach Wasser und sterbe langsam, jeden Tag ein Stück mehr. Es ist nun schon ein Jahr vergangen, die Zeit sollte die Wunden heilen. Geht aber nicht. Ich kann es nicht abschütteln. Die Ursache? Jeden Morgen kurz vor Sonnenaufgang habe immer wieder den gleichen Traum.“

Ich habe sie mit keiner Regung unterbrochen, ließ sie ungestört ihren Traum erzählen. Sie hätte wohl auch auf keine Frage reagiert, sie war wie weggetreten.

Sie sprach weiter.

Sie wacht in ihrem Traum auf, er verlässt gerade das gemeinsame Bett und geht kurz ins Bad. Danach bereitet er das Frühstück zu, weckt sie anschließend mit einem zarten Kuss auf den Mund. Sie frühstücken gemeinsam, plaudern über seinen bevorstehenden Tag und ab und zu über gemeinsame Erlebnisse, Träume. Wie es eben Paare tun, die sich gerne miteinander beim Frühstück austauschen. Er räumt das Geschirr ab, gibt ihr einen Abschiedskuss und verlässt das Haus. Erst als die Haustür beim Weggehen zuschlägt, wacht sie aus dem Traum auf. Alles ist sehr real abgelaufen als ob es tatsächlich geschehen sei. Der Wechsel zwischen Traum und Wirklichkeit ist so unvermittelt, sie muss danach erst einmal minutenlang im Bett regungslos verweilen. Er ist aber weg. Danach füllt sie sich ein Glas mit Whiskey. Sie trinkt jeden Morgen eine halbe Flasche davon.

Diese Menge, so hat sie herausgefunden, ist genau die richtige Dosis, um den Traum ertragen zu können, aber noch nicht zu viel, um davon besoffen zu werden.

Der Traum weicht nur in zwei Punkten von ihrem früheren Leben ab. Erstens schläft er nicht mit ihr, wie er es immer morgens gerne getan hat. Sex in der Frühe sei der beste Tagesbeginn, hat er ihr immer wieder ins Ohr geflüstert. Und zweitens, er geht nicht mit dem Hund Gassi, auch eine alte Gewohnheit von ihm.

Der Traum stellte sich zwei Monate nach seinem Verschwinden ein. Regelmäßig, jeden Tag hat sie ihn, er lässt sich nicht abschütteln. Sie ist depressiv geworden. Keiner kann ihr helfen. Sie dachte schon an Selbstmord, war dazu aber zu feige.

Also beschloss sie, sich mit dem Traum zu arrangieren. Mit der Abfindung und einer kleinen Rente, welche die Firma ihres Mannes ihr bezahlt, zog sie hierher, um sich in Ruhe zu betäuben. Es lässt sich so leichter lebendig sterben.

Sie schwatzte noch weiter über ihr verlorenes Leben, trank dazu ein Glas Whiskey. Mein Kaffee war wider Erwarten köstlich. So gegen Mittag, wir saßen uns

immer noch gegenüber, wurde ihr Kopf langsam schwerer. Von einer Sekunde auf die andere sank er auf die Tischoberfläche. Sie war eingeschlafen.

In der Zeit, in der ich bei der Bestattungsfirma arbeitete, habe ich die unterschiedlichsten Formen der Trauer erlebt. Manch einer unserer Kunden konnte, wie diese Frau auch, damit nicht umgehen. Hat den Verlust nicht verarbeitet, konnte nicht trauern, befreiendes Weinen war nicht möglich. Was aus ihnen geworden ist, ob sie auch in so einem Totenhaus gelandet sind oder in der Psychiatrie, ich habe es nie erfahren.

Ich wagte es nicht, mich zu bewegen, wollte sie nicht wecken. Dachte mir, so wie sie da am Tisch sitzend liegt und schläft, würde die leiseste Störung dazu führen, dass sie ihr Gleichgewicht verliert und zu Boden fällt. Die Zeit verrann, ich sah mich lautlos um. Erst jetzt entdeckte ich hinter mir das lebensgroße Porträt eines Mannes an der Wand, ein Kunstdruck, die Kopie einer Fotografie. Der abgebildete Mann trug einen Alukoffer in der Hand und war gerade dabei, in ein Auto zu steigen. Gerade als ihn musterte, gut gebaut, sportlich, leger gekleidet, einer von der Sorte, die jede Frau glücklich macht, ist sie aufgewacht.

Sie schrie „Du wirst ihn umbringen! Ich weiß es, hab's gerade gesehen. Tue es! Jetzt!“

Ihr Schrei war so laut, so bestimmt, es durchdrang mich wie ein heißer Strahl flüssiges Eisen. Ich handelte wie eine Marionette. Neben meinem Stuhl lag ein Baseballschläger, sie muss ihn vorher dorthin gelegt haben. Ich erfasste ihn mit beiden Händen, stand auf, sah noch das helle Entsetzten in ihrem Gesicht, wie bei einer dieser chinesischen Theatermasken die ausdruckslos aber sehr realistisch das Grauen darstellen und schlug mit dem Schläger auf das Bild ein. Immer wieder, immer fester. Zuerst barst das Glas, tausende Scherben fielen laut zu Boden,

danach zerfetzte ich das Papier. Ich schlug so fest zu, dass Beulen und Löcher in der Wand entstanden. Nach einer Minute war alles vorbei und das Bild vernichtet. Die zerschundene Wand war nun leer.

Ich sah sie an. Das stumme fast tränenlose Weinen, welches sie den ganzen Morgen über gezeigt hatte, war in ein lautes Schluchzen und Jammern übergegangen. Es kam mir bekannt vor. Es war die Art der Trauer, die die Angehörigen von sich geben, die zwar einen lieben Menschen verloren haben, aber mit dem Verlust umgehen und sich damit abfinden können. Sie heulte Rotz und Wasser.

„Du hast ihn umgebracht, du Mörder. Ich will dich nicht mehr sehen! Hau ab, du Mörder, verschwinde, lass mich alleine.“

Das Weinen wurde immer lauter, intensiver. Der aufgestaute Schmerz der letzten zwölf Monate musste raus. Ich hatte den Damm gebrochen und damit aus freien Stücken und ohne Entlohnung etwas für sie getan.

Ich verließ das Haus. Ihr Weinen war auch von außen hörbar. Vielleicht habe ich es erreicht, ihren Teich wieder an die sprudelnde Quelle des Lebens anzuschließen.

Ich sah sie nie wieder. Sie und der Hund sind bei Nacht und Nebel verschwunden.

Ein Möbelwagen hat das Haus wieder leer geräumt. Ich fragte die Packer, wohin sie das Interieur bringen. Es wird alles im Auftrag der Spedition Soundso abgeräumt und soll versteigert werden, lautete die unbefriedigende Antwort.

Das Haus ist wieder leer. Der Gartenzaun wurde auch beseitigt.

Auf einem Friedhof sind die einzelnen Gräber auch nicht eingezäunt.

Friedrich Müller

geboren 1961 in Rumänien, studierte in Karlsruhe Informatik, lebt zur Zeit in Rastatt, schreibt Gedichte und Kurzgeschichten

Die Klette

Die Leute, mit denen ich sprach, sagten es sei heißer als in Havanna. Dazu diese Schwüle. Ich atmete Wasser statt Luft. Und im Parque de Céspedes den Duft billigen Parfüms, den die Señoritas verströmten. Frauen jeden Alters. Aufgereiht wie eine Perlenkette. Schwarze und Mulattinnen mit ausladenden Hintern, manche herausgeputzt wie beim Karneval. Kaum hatte ich eine abgewimmelt, kam die nächste auf mich zu. Mit säuselnder Stimme und Gesten, die keinen Zweifel ließen.

Vor dem Hotel Casa Grande heftete sich ein Kerl an meine Fersen. Er war vielleicht Ende zwanzig. Er trug Jeans und, so weit ich aus den Augenwinkeln sehen konnte, ein weißes T-Shirt mit einer Aufschrift. An einer Kreuzung blieb ich stehen. Ich drehte mich um. Mein Verfolger nahm seine Sonnenbrille ab, und setzte ein Lächeln auf.

„Brauchen Sie einen Führer, Señor?“

„Nein“, sagte ich mit fester Stimme.

„Sie werden keinen besseren finden“, sagte er, „fragen Sie die Leute nach Ernesto, die werden es Ihnen schon sagen.“

Ich wollte zum Meer. Es konnte nicht weit sein. Die Luft roch salzig und am Himmel glaubte ich einen Schwarm Möwen gesehen zu haben. Ich kam an Bretterbuden vorbei, in denen Salsa und Merengue lief. Die Musik plärrte aus Megaphonen. Die Händler hatten sie mit ihren Kassettenrekordern verdrahtet. Der Lärm war kaum auszuhalten. Ich musste mich schreiend verständigen.

„Diese hier?“

„Nein, die andere.“

„Welche? Die hier?“

„Ja, diese.“

Ich gab dem Händler das Geld für die Kassette. Ernesto wartete am Straßenrand. Er ließ mich nicht aus den Augen. Als ich weiterging, trottete er wie ein Hund hinterher.

Der Strand war fast menschenleer. Eine Gruppe Kinder bewarf sich gegenseitig mit

Algen. Als ihre Mütter dazwischen gingen, wurden sie selbst zur Zielscheibe. Es gab ein Gezeter. Die Kinder flüchteten vor ihren wütenden Müttern ins Meer bis diese sich wieder beruhigten. Ich setzte mich in den Sand, genoss die Brise und sah hinaus aufs Meer. Die Wellen kräuselten sich. Weit draußen tanzten winzige Fischerboote auf den Schaumkronen. Ernesto setzte sich neben mich. Er hatte seine Haare mit Pomade niedergerungen. Sie waren flach wie eine Diskusscheibe. Ich hob den Kopf und erkannte nun die Aufschrift auf seinem T-Shirt: Coca-Cola. Der Schriftzug löste sich in der gleißenden Sonne auf wie ein verschnörkelter Blitz aus heiterem Rot.

„Da drüben, sehen Sie, das ist die Avenida Jesus Menendez. Waren Sie schon in der Zigarren-Fabrik?“ Er deutete auf eine sandfarbene Halle, deren Wellblechdach wie Lametta in der Mittagssonne glitzerte. „Die Zigarren werden von Hand gerollt. Ich kenne den Vorarbeiter. Ein schrecklich netter Kerl, ehrlich. Also, wenn Sie wollen, dann zeige ich Ihnen die Fabrik.“

Ernesto ging mir auf die Nerven. Ich sagte ihm, er solle mich in Ruhe lassen. Meine Worte prallten ab wie an einer Betonmauer. Er redete und redete. Streute Jahreszahlen und Anekdoten ein, um zu beweisen, dass er ein guter Führer war. Irgendwann hatte ich genug, stand auf, und stürzte mich in das Häuserlabyrinth Santiagos. Die Straßen sahen alle gleich aus. Einige wenige waren beschildert. Ihre Namen sagten mir nichts. Ich hatte keinen Stadtplan, aber genug Stolz, um auf Ernestos Hilfe zu verzichten. Er folgte mir noch immer. In der Nachmittagssonne verschmolzen unsere Silhouetten zu einem einzigen langen Schatten. Ich spürte den Windzug seiner Bewegungen. Was soll's, dachte ich. Ich versuchte, mich nicht um ihn zu kümmern.

Nach einer Weile kam ich an einer Markthalle vorbei. Sie war voller Menschen. An den Ständen wurden Gurken oder grüne Bohnen feilgeboten. In

der Mitte der Halle gab es eine offene Kanalisation. Die graubraune Brühe stank fürchterlich. Trotzdem drängten immer mehr Menschen hinein.

„Wissen Sie, was die Leute hier machen?“ Ich schüttelte den Kopf. „Sie tun so als ob sie einkaufen. Klingt komisch, aber so ist es. Alle tun so, als ob. Verrückt, finden Sie nicht?“

Ich seufzte. „Na los, sagen Sie mir wohin, und ich bringe Sie hin.“

Wir gingen zurück zum Parque de Céspedes. Auf dem Weg kamen wir an der barocken Kathedrale vorbei. Es war eines der wenigen Gebäude, von denen nicht der Verputz abblätterte. Die Fassade erstrahlte in sattem Gelb. Auf den Stufen der Kathedrale saß ein dicker Mulatte. Er hatte ein breites, hässliches Gesicht mit einer platten Nase. Ernesto begrüßte ihn. Der Mulatte hieß Miguel. Er war Schuhputzer. Miguel bestand darauf, mir seinen Schemel zu zeigen. Er hatte ihn selbst gezimmert. Wir gingen über die Straße. Miguel hatte sich unter dem Vordach eines mehrstöckigen Mietshauses eingerichtet. Er zeigte mir stolz seinen Schemel. Es war ein gewöhnlicher Hocker, wie ich ihn auf Kuba häufiger gesehen hatte. Nicht besonders stabil, da die Seiten aus dünnem Sperrholz gefertigt waren.

„Warten Sie, Sie können ein Foto von uns machen.“

Ernesto setzte sich auf den Schemel. Er stellte die Füße auf das Trittbrett. Miguel nahm eine Bürste aus einer Holzkiste und begann Ernestos Schuhe zu putzen.

„Na los, worauf warten Sie? Was sind schon fünf Dollar? Hören Sie, Miguel hat gegen Muhammad Ali geboxt. Sie haben ihn beschissen, weil er Kubaner ist. Er hätte trotzdem beinahe gewonnen. Machen Sie ein Foto, und die Sache geht klar.“

Ich nahm meinen Fotoapparat und drückte den Auslöser. Es wurde ein miserables Foto. Grinsend sah Miguel noch hässlicher aus. Er sabberte wie ein Lama, als ich ihm das Geld in die Hand drückte. Zum Abschied klopfte er mir mit seiner Rechten, die Ali beinahe besiegt hatte, auf die Schulter.

„Wohin, Chef?“ Ernesto schlug die Hacken zusammen und salutierte. Er strahlte wie ein Kind, das seinen Kopf durchgesetzt hat.

„Ich möchte zum Revolutionsmuseum“, sagte ich.

Er sah mich an, als hätte ich einen schlechten Witz gemacht. Sein Lächeln verflog, und mit einem Mal wurde er ernst.

„Sie wollen noch zur Moncada-Kaserne?“

Ich nickte.

„Haben Sie die Mädchen im Parque de Céspedes gesehen?“

Ich hätte blind sein müssen, um sie nicht zu sehen. Und taub dazu.

„Die Touristen kaufen T-Shirts von Che und nehmen sich anschließend ein Mädchen. Passen Sie auf, Chef. Um die Ecke gibt es Amischlitten zu sehen. Straßenkreuzer aus den Fünfigern. Das Museum hat letzten Winter aufgemacht.“

„Los, gehen wir.“

Ernesto blieb stehen. Er stemmte die Hände in die Hüften und sah mich an. Dann hob er entschuldigend die Hände.

„Es ist spät. Ich muss nach Hause. Meine Mutter, wissen Sie.“

„Was ist mit ihr?“

„Sie ist krank. Haben Sie ein bisschen Geld für mich? Für das Foto. Miguel hat seinen Teil bekommen.“

Ich gab Ernesto das Geld. Er nahm den Schein ohne ihn anzusehen und steckte ihn in seine Hosentasche. Sein Blick schweifte in die Ferne.

„Die Moncada-Kaserne liegt da hinten.“ Er zeigte nach Westen, wo die Sonne allmählich unterging.

Matthias Spiegel

geboren 1970 in Bad Dürkheim/Pfalz, lebt in Kaiserslautern. Nach seiner Erzieherausbildung in Ludwigshafen am Rhein unternahm er ausgedehnte Reisen nach Südostasien und Lateinamerika. Seit 2004 schreibt er Kurzgeschichten und Erzählungen. Seine Arbeiten erschienen in diversen Literaturzeitschriften.

www.matthias.spiegel.de.tt

Lyrik

Kosmologen

Die Kosmologen lügen.
Milchstraßen sind nicht aus Sternen.
Sie sind einfach Rauch
Aus Gottes Tabakspfeife.

Oder es sind zerscherbte
Augen von liebenden Mädchen,
Deren Liebster ein Krieg
In Sternschnuppennächten erschoss.

Manchmal tauchen Engel
Darin nach Sonnenperlen.
Und finden sie eine Erde,
Will sie kein Juwelier.

Gott hockt oft in Milchstraßen
Dichtend und malend herum
Und erschlägt stechende Satelliten
Nicht wie Menschen die Mücken.

Ab und an erscheint Satan
Zwischen den Sternen und klaubt
Alte Sonnen zusammen
Als Heizmaterial für die Hölle.

Als ich einst oben war,
Trug der kleine Jesus
Einen Judenstern
Zusammen aus sieben Sonnen.

Die Erzengel lobten ihn
Und liefen zu seinem Vater.
Dein Sohn ist technisch begabt,
Lass ihn Menschen bauen.

Gott Vater rauchte die Pfeife
Und paffte ins All
Sieben neue Milchstraßen.
Und auf der Erde war Krieg.

Er erschoss hundert Völker.
Und wieder tauchten die Engel
Und fanden keine Erde.
Da weinten die Juweliere.

Kurt May

*Ich wurde 1940 in Komar/Tschechien
geboren, bin verheiratet und habe bis zum
Sommer 2005 als Lehrer gearbeitet. Von
mir wurden bisher Gedichte, Fabeln,
Aphorismen, Kurzgeschichten und Satiren
in Literaturzeitschriften und Anthologien
abgedruckt.*

Gärtnerprüfung

Habe mal wieder
Die Gärtnerprüfung
Verpatzt.

Virtueller Baum Illusion
Ist geplatzt,
trägt nicht mehr
in den Himmel.

Zarte Hoffnungen
Keimen empfindsam
- sie sind mir
verdorrt.

Aus toten Blättern
Und Ästen
Stecke ich Kränze von
„Was wäre wenn“-Träumen.

Muna Germann

Welten

wir strömen allesamt
nun immer nur hinein
Bilder, Klänge alter
Lebenszeiten wandeln
jene Seelenwelten
die uns zur Freude
zum Glück befähigen

Manuel Göpferich

1988 in Bruchsal geboren, lebt in Kraichtal und besucht ein biotechnologisches Berufsgymnasium. Nebenher bestreitet er das Privatstudium Kreatives Schreiben bei dem Schriftsteller Rüdiger Heins. 2007 erschien sein Erstlingswerk „Die alltägliche Vernunft“ – ein Kurzgeschichtenband folgte. März diesen Jahres wird Göpferichs erster Roman „Friedrichs Leidenschaften“ veröffentlicht.

www.manuelgoepferich.de

Rezension: „Die Kronkorken-Verschwörung“ von J.B. Deluder

„Der ehemalige BND-Agent Wolf Bulder zählt zu den klassischen Bauernopfern der Weltpolitik. Angeblich hat er den Irakkrieg ausgelöst und somit Kanzler und Außenminister in die Klemme gebracht. Nachdem man ihn in den Innendienst verbannt hat, reagiert Bulder und lässt sich als privater Ermittler im ‚Haus der Tausend Augen‘ nieder.“

So also die Ausgangslage dieses rasanten Romans, der harmlos als Detektivgeschichte beginnt und sich zu einem Karrusell der Verschwörungstheorien steigert. Snowey Witness ist verschwunden und ihre böse Stiefmutter lässt sie durch den Privatdetektiv Wolf Bulder suchen. Bulder beschreibt sich selbst so: „Einer dieser Schattenmenschen, die sich für ein paar lausige Euro im Winter in ein Auto ohne Standheizung hocken, um zu observieren. Die sich gerade einen heißen, dampfenden Kaffee zu Gemüte führen wollen, wenn der zu Überwachende losfährt. Männer, die Nerven wie Stahl haben müssen, wenn betrogene Ehefrauen ihr Leid klagen.“

Innerhalb kurzer Zeit verstrickt sich Bulder in den Kampf zwischen Gut und Böse, zwischen Wölfen und Wirtschaftsgrößen, zwischen Zwergen und Dunkelelfen. Er kommt in Kontakt mit einem amerikanischen Detektiv, einem narbengesichtigen Killer, einem rappenden Zwerg, einer blonden Sekretärin und musikalischen Werwölfen. Alles hängt mit allem zusammen. Fans von Verschwörungstheorien finden hier alte Bekannte: Die Zahl 23, die Roswell-Verschwörung, die gefälschte Mond-

landung, Marilyn Monroes und John Kennedys Tod werden erklärt. Seltsam bekannt deucht einem auch der in diesem Roman verfolgte Fall: „Snowey hat einen der vier goldenen Kronkorken mitgenommen. Sie wurden mir [der Stiefmutter] von meinem Mann zu unserem vierten Hochzeitstag angefertigt. Nun soll ich diese vier edlen Teile auf der nächsten Aufsichtsratssitzung tragen, aber wie stehe ich da, wenn einer fehlt?“ So verwundert es auch nicht, dass ihre Tätowierung nicht nur ihren dekoriert.

Der dichte Schreibstil des Autors lässt den Leser nicht zu Atem kommen, zwanghaft lachend muss er weiter lesen. Schlag auf Schlag wird Bulder mit der schonungslosen Wahrheit konfrontiert und riskiert wirklich alles, weil er der Einzige ist, der die Welt noch retten kann.

Als Nebenwirkung dieses Buches kann man leicht abgleiten in weitere Spekulationen. Ist es ein Zufall, dass ich parallel zu diesem ein Buch lese über einen Tampon-Vertreter, dessen Exfreundin sich mit japanischer Kultur beschäftigt? Auf Seite 111 der „Kronkorkenverschwörung“ tauchen sowohl Tampons als auch Japan auf. Was will mir diese Koinzidenz sagen???

Taschenbuch, 148 Seiten
aus der Reihe „Parodie & Satire“ im
cenarius Verlag, 2007
ISBN 978-3-940680-06-8
13,90€

Rezensiert von Andrea Herrmann

Rezension: „Der bange Traum“ von Simon M. Jonas

Ort: Tirol. Die Magd Magda wird vom jungen Aushilfspriester vergewaltigt und dann von Edouard geheiratet. So beginnt das Leben ihrer Tochter Ester, der Hauptperson dieses Romans.

Erst recht spät erfährt man, dass der Roman zu Anfang des vorigen Jahrhunderts spielt und Esther ihre Jugendjahre im 3. Reich und II. Weltkrieg verbringt. Denn die in dem Roman angeprangerte Engstirnigkeit des katholisch-ländlichen Bergdörfchens erscheint zeitlos und man hält es für möglich, dass sie auch heute noch in dieser Region vorherrscht. Die bedrückend sinnenfeindliche und erbarmungslose Atmosphäre dort oben bietet daher einen guten Nährboden für vergewaltigende Pfarrer, höhnische Kommentare bei der Verhaftung des jüdischen Ladenbesitzers, schießwütige, sexuell perverse Nazis und für andere Klischees.

Zu guter Letzt handelt der Roman aber doch vom individuellen Schicksal Esthers und von ihrem Krebsleiden, denn es wird ganz detailliert beschrieben wie Esthers mürbe Knochen splintern, durch künstliche ersetzt werden und wie sie während der Chemotherapie leidet. Trotz allem jedoch verlässt sie nie der Lebensmut und sie bleibt Teil der Familie, die sie selbst gegründet und aufgebaut hat.

Der Roman illustriert einen Teil österreichischer Geschichte, einschließlich der Erfindung der Anti-Baby-Pille und deren Einzug ins Dorfleben. Der Autor nimmt den Leser mit auf Spaziergänge durch idyllische Landschaften und schildert Stimmungen lebendig.

Leider war das Buch für mich trotzdem kein Lesegenuss. Ich konnte mich mit keiner der Personen identifizieren und daher bewegte mich ihr Schicksal auch

nicht besonders. Der Autor schreibt kühl und distanziert, wenig leidenschaftlich. Sympathische Figuren fand ich kaum, selbst Esther fand ich hölzern und konstruiert. Den meisten Gestalten in diesem Roman fehlt es an echtem Mitgefühl und Rücksicht, nur die konventionellen Gefühlsäußerungen absolvieren sie wie es sich gehört.

Der regelmäßige Perspektivenwechsel in die erste Person war eine gute Idee, wurde aber viel zu wenig genutzt, um verschiedene Sichten darzustellen.

Leider blieb mir unklar, was neu an diesem Buch ist, an seiner Intention etc. Hier wurde Schreibzeit an ein Werk verschwendet, das sein Ziel nicht erreicht, nämlich aufzuzeigen, „dass sinnloses Sterben nicht das letzte Wort sein muss“. Falls hinter Esther ein echter Mensch steckt, dessen Leiden er gewidmet ist, sollte der Autor einen zweiten Versuch wagen, bei dem ihm selbst während des Schreibens tränenüberströmt die Feder aus den Fingern fällt, statt dass der Zirkel in der Hand versteift.

Nachdenkenswert fand ich jedoch diese Stelle: „Doktor Feuerbach war eigentlich gläubiger Katholik, und es flößte ihm ein Gefühl der Dankbarkeit ein, wenn er durch die Fortschritte der Medizin in Sphären arbeiten durfte, die nah an Gott zu sein schienen. Mit jedem endgültig funktionsuntüchtig gewordenen Körper wurde allerdings bewiesen, dass der Mensch hilflos war. In letzter Instanz tat Feuerbach nichts, vermochte er nichts zu tun. Und das war gut so. Sein beruflicher Feind war der Schmerz, nicht der Tod. Doktor Feuerbach wusste, dass er auf seinem Gebiet eine Koryphäe war und dem Leiden einiges entgegenzuhalten hatte. Die

Tatsache, dass er in vielen Fällen den Ursprung nicht ertasten und abwenden konnte, machte ihm seinen Beruf zur Herausforderung - so wie ein kürzlich Erblindeter zum ersten Mal mit seinem Stock durch die Straßen der Stadt stolperte.“

Simon M. Jonas, 1976 in Innsbruck geboren, studierte Anglistik, Amerikanistik und Politikwissenschaften. Seit 2006 arbeitet er als freier Schriftsteller und

Übersetzer in Innsbruck. Er veröffentlichte zahlreiche Gedichte und Kurzgeschichten in Zeitschriften und Anthologien.

Verlag: Berenkamp
1. Auflage August 2007
ISBN 978-3-85093-217-2
Gebundenes Buch, 380 Seiten
23,30€

Rezensiert von Andrea Herrmann

Rezension: „Warm oder kalt? Warm!“ von Gerd Egelhof

Mit diesem Gedichtband jagt Gerd Egelhof den Leser durch die Buntheit der Realität und durch das gesamte Jahr: durch den Sommer über Weihnachten in alle Monate. Er schreibt in seinen 84 Gedichten über Menschen wie du und ich, beim Essen, auf dem Rummel, in der Schneeballschlacht und in der Liebe, aber auch über einen Wirtschaftsboss und skurrile Zeitgenossen. Zynisch deckt er schonungslos Illusionen auf, bedient in diesem Buch – im Gegensatz zu seinen anderen - jedoch leider auch das eine oder andere Klischee, z.B. das vom guten Armen und vom bösen Reichen.

Zwei Leseproben:

Nicht billig

Die Sonnenbrille
etwas verbogen
das Kleid
selbst genäht

die Strümpfe
mit Laufmaschen
die Getränke
nicht aus dem Supermarkt
die Gefühle echt.

Falscher Eindruck

Wenn wir innerlich abschalten
weil wir denken
jemand blamiere sich
kann es sein
dass wir nicht sehen können
wie jemand zu sich steht.

Taschenbuch, 100 Seiten, 8,80 €
Books on Demand GmbH, Norderstedt
2008
ISBN 978-3-8370-3193-5

Rezensiert von Andrea Herrmann

Rezension: „Das Sommermärchen in den Alpen - EM-Tagebuch der Fußball-Euro 2008 in Österreich und der Schweiz“ von Gerd Egelhof

Gerd Egelhof schreibt vor allem Gedichte, Kurzprosa und Sachbücher. Und das merkt man dem Stil dieses eher für Fußballenthusiasten interessanten Büchleins - genau 100 Seiten stark - an, denn es dominieren kurze reportagenartige Sätze ohne große reflexiven Passagen. Der Stil ist sehr sachlich, was einerseits dem Ganzen einen sehr objektiven Gestus gibt, aber wenig von der Begeisterung transportiert, die im deutschen Lager herrschte. Emotionen sucht der geneigte Leser vergeblich, die Abschnitte über die einzelnen Begegnungen sind sehr knapp und behandeln die Partien - außer bei den deutschen Begegnungen - in meistens einer knappen Seite und fügen einen ausführlichen Statistik-Teil an. Die Schilderungen sind in zwei Abschnitte gegliedert, von denen einer für meinen Geschmack zu ausführlich die Ausgangslage vor der Begegnung erzählen, wer wie stark einzuschätzen ist und wer warum auf welcher Position spielt. Das Ganze wirkt stark einer mündlichen Übertragung nachempfunden, wie jemand, der sich während des Spiels Notizen gemacht und diese hinterher schriftlich gefasst hat. Zusätzlich hat der Autor Zeitungen und andere Medienberichte durchforstet, die ihm wohl als Quelle gedient haben. Für ein echtes Tagebuch fehlen mir aber Einsichten, eigene Beiträge und auch etwas allgemein ein bisschen Leben, weil hier doch sehr fußballbezogen, faktisch-sachlich-langweilig und technisch die EM nacherzählt wird. Es erinnert natürlich an die EM, wer sie erlebt hat und belebt eigene Erinnerungen, hat mich aber nicht wirklich gepackt, weil es mir etwas zu banal herüberkommt und in der

erzählerischen Haltung zu allgemein gehalten ist. Das Buch wirkte auf mich ein bisschen wie der italienische Fußball: Aus einer gesicherten Abwehr heraus verbreitet gewinnt man 1:0 und verbreitet dabei eher gepflegte Langeweile nach dem Motto „Hinten dicht und vorne hilft der liebe Gott“. Hat mich nicht wirklich überzeugt.

Als Leseprobe die Lyrik am Ende:

Alles, Was Bleibt

Die Erinnerung an
ein großes Turnier
mit schönen Spielen
und einem verdienten Sieger

Public Viewing
feiernde Menschen
abgebrochene
Deutschland-Fähnchen
am Autofenster
neu installiert
Hawaii Ketten
schwarz-rot-goldene
Restschminke
am Handtuchzipfel
und eine Erkenntnis

Auch ein zweiter Platz
zählt dicke.

Verlag: Make a book, 1. Auflage, August
2008
Taschenbuch, 100 Seiten
ISBN: 978-3-940218-34-6
8,80 €

Rezensiert von mad

Rezension: „Suchspuren“ von Dirk Heinrichs

Dieser Lyrikband enthält Gedichte, die Dirk Heinrichs zwischen 1954 und 2006 geschrieben hat, das heißt lebensbegleitend. Eine besondere Gruppe von Gedanken entstand nach einer lebensbedrohlichen Gewalterfahrung, als „Selbstgespräch vor Gott und dem Nichts“.

Gemächlich, beschaulich oder gruselig kommen die Texte Dirk Heinrichs daher. Stimmungen und Landschaften werden beschrieben, Bäume und Muschelsand, Flüchtlinge und Kriegsoffer. Die Themen sind Gefühle und auch politische (pazifistische) Aussagen. Der Autor fragt nach dem Warum der Gewalt und lebt mit dem Tod in guter Nachbarschaft.

Besonders genoss ich jedoch die Wortschöpfungen, deren schönste für mich sind: das Frauenheimatherz, „gegen den Wegwerfstrom“ und Blumenwurzelgefühle.

Dirk Heinrichs schreibt aus der Position eines Beobachters heraus, der das Gesehene abstrahiert, um allgemeine Aussagen zu treffen. Aufgrund seiner internationalen und vielseitigen Biographie hätte ich von Dirk Heinrichs Konkreteres, Weiseres erwartet. Die Aussagen seiner Texte sind allgemein gehalten und geben sich mit oberflächlichen Substantiven zufrieden. Dirk Heinrichs, was haben Sie erlebt, was gelernt und was wünschen Sie sich? Genügt es, festzustellen, wie die Welt ist (nämlich schlecht) und jemanden zu grüßen? Dieser Gedichtband mag Ihr Tagebuch sein, aber wie lautet Ihre Botschaft an die Welt?

„Suchspuren“ ist der zweite Lyrikband von Dirk Heinrichs, der 1925 geboren wurde. Er ist promovierter Philosoph und ehemaliger Geschäftsführer eines Bremer Familienunternehmens in der Hafenwirtschaft. Er bereiste die Sowjetunion, Asien, Afrika, Neuseeland, Vietnam und den Balkan und engagierte

sich in der Friedensforschung. Sein erster Lyrikband erschien 1969 unter dem Titel „Am Rande der Straße“. Außerdem publizierte er mehrere politische Werke. Das schönste Gedicht ist meiner Meinung nach dieses:

Wenn du deine Tränen nach innen weinst

wird niemand deine Augen wischen,
etwa das Salz auf der bleichen Wange
lippenart lösen

Sie rinnen nicht dorthin,
wo das Taufwasser des Leidens
sich sammelt in der Handschale
anderer Herzen

Sie verrinnen spurlos
und das Augenhöhlengefühl
erinnert sich grausamer Leere

Deine guten Gedanken
verschwinden in dir selbst,
namenlos bist du ihr Fass ohne Boden,
wenn du nicht deinen Leib hinlegst
auf die täglichen Strassen der Welt

dass der Saumstein deinen Nacken kreuzt
und nur in der Höhe der Himmel schwankt,
damit du im Auge der Wahrheit
bestätigt bist zum Ertragen

Verschreibe die Ungewissheit nicht
in ungenaue Zeichen Erdsandes,
in ihm brennt allzeit
das Wirkliche sich heilig gewiss

1. Auflage 2008
gebunden, 128 Seiten
Edition Temmen, Bremen
12,90€
ISBN 978-3-86108-638-3

Rezensiert von Andrea Herrmann

Wettbewerbe

Datum	30.04.09	30.04.09	30.04.09
Name	Günter-Bruno-Fuchs-Literaturpreis	Brieftaubengeschichtenwettbewerb	12. Gedichtwettbewerb der Bibliothek deutschsprachiger Gedichte
Genre	Prosa, Lyrik oder Dramatik	Prosa oder Lyrik (unveröffentlicht)	Lyrik
Thema	Kekse	Brieftauben	
Umfang	fünfeitiges Manuskript	Prosa: bis 3 Normseiten, Lyrik: 1 DIN A4 Seite	
Form		mit Namen und Anschrift (Kinder und Jugendliche mit Altersangabe) per Post (keine E-Mails!) in einfacher Ausfertigung (Kopien, keine Originale)	kostenlose Teilnahme; für eine Schutzgebühr von 10€ gibt die Jury konstruktives Feedback
Preis	sein von Johannes Grützke gezeichnetes Porträt; öffentliche Lesung, voraussichtlich Veröffentlichung in einer Literaturzeitschrift	Veröffentlichung der besten Texte auf der Homepage; die besten drei je 1 Brettspiel „RV-Meisterschaft“ (das erste Brettspiel rund um den Brieftaubensport)	1.) 2.750€ = 750€ Preisgeld + einjähriges Fernstudium „Das lyrische Schreiben“, Herstellung eines eigenen Gedichtbands sowie professionelle Vertonung des Gedichtes; 2.) 1.180€; 3.) 575€, 4.) bis 100.) Buch + Vertonung
Veranstalter		Krauß Verlag	Bibliothek deutschsprachiger Gedichte
einsenden an	Manfred Giesler, Güntzelstr. 53, D-10717 Berlin	Krauß Verlag, Stichwort: Schreibwettbewerb, Hauptstraße 49, D-67361 Freisbach	Teilnahmebedingungen sowie Teilnahmeformular: http://www.gedichte-bibliothek.de
nähere Informationen	http://www.kulturinsel-halle.de	http://www.kraussverlag.de/Schreibwettbewerb.htm	

Datum	13.05.09	15.05.09	15.05.09
Name	Villacher Literaturpreis „Die Nacht der schlechten Texte“	Hattinger Förderpreis für junge Literatur 2009	7. Feldkircher Lyrikpreis
Genre	schlechte Texte		Lyrik (unveröffentlicht)
Thema			
Umfang	max. 10 Seiten bei rein literarischen Texten; bei grenzüberschreitenden Präsentationen (Video, Performance, etc.), bis 7 Minuten Dauer	bis 5 Seiten	Textproben: 3-5 Gedichte bzw. 1 Gedicht mit maximal 5 Seiten à 35 Zeilen
Form	4-fache Ausfertigung	11/2 zeilig, einseitig maschinengeschrieben, 1 Exemplar, ungeheftet; Adresse, E-Mail und Telefonnummer	1. Blatt: Name, Adresse, E-Mail, Telefonnummer, Bankverbindung, Titel aller eingereichten Gedichte; oben rechts 5-stellige Zahl, die sich auch auf den Textproben oben rechts wiederfindet; 2. Blatt: kurzer Lebenslauf, Bibliographie, Textproben 5 fach, pro Jurymitglied geheftet, oben rechts 5stelliger Code
Preis	Endausscheidung der besten zehn am 23.06. 2009; 1.) 700€ + Kurzaufenthalt an einem Ort, der erst dann bekannt gegeben wird, 2.) Preis des Publikums	öffentliche Lesung der acht besten Autor/innen, dort Vergabe des Jurypreises und eines Publikumspreises; Preis: eine Lesung der Preisträger Frühjahr 2010	1.) 1000€, weiterer 2. und 3. Preis; Veröffentlichung der besten als Anthologie
Veranstalter	Verein WORT-WERK www.wort-werk.at	KUBISCHU (Kulturinitiative Hattingen Ruhr)	Theater am Saumarkt
einbringen an	Verein WORT-WERK, Kennwort: Villacher-Literatur-Wettbewerb, Franz-Krainer-Straße 50, A-9500 Villach oder sicke'at'tele2.at	KUBISCHU, Postfach 800523, D-45505 Hattingen	Theater am Saumarkt, Kennwort „Feldkircher Lyrikpreis“, Mühletorplatz 1, A-6800 Feldkirch, Österreich
nähere Informationen	sicke'at'tele2.at oder Tel.: (0043) 0676-9623629, (0043) 0699-12681569	Hellmut Lemmer, Otto-Hue-Str. 3, D-45525 Hattingen/Ruhr; +49-(0)2324/22170, www.kubischu.de	www.saumarkt.at

Datum	31.05.09	31.05.09	01.06.09
Name	dm-Autorenpreis		Limburg-Preis 2009
Genre	mobiles Klassenzimmerstück (nicht aufgeführt)		Erzählung (unveröffentlicht)
Thema	Thema aus der Lebenswirklichkeit junger Menschen ab 14 Jahren	Freiheit	
Umfang	für maximal drei Schauspieler in Klassenzimmern	16-24 Normseiten	nur ein Beitrag pro Teilnehmer/in; bis 10 Seiten
Form	Neuschöpfung, keine Neubearbeitung; 4 Exemplare mit Lebenslauf	in Word-Format als E- Mail	1 1/2-zeilig, Schriftgröße 12 Punkt; 3-fach und anonym mit Kennwort; beigefügter Briefumschlag mit dem gleichen Kennwort enthält Name und Anschrift sowie einen Nachweis über Veröffentlichungen
Preis	Endausscheidung der besten drei in einer szenischen Lesung und Entscheidung durch Publikum; 5.000€ und Uraufführung an der Badischen Landesbühne im Januar 2010	1.) 1000€, 2.) 500€; 3.) 100€; Veröffentlichung der besten acht als Anthologie, weitere auf der Verlagswebseite	4.000,00 €
Veranstalter	Badische Landes- bühne und Drogerie- marktkette dm	Achter Verlag	Kunstverein Bad Dürkheim und Stadt Bad Dürkheim
einsenden an	Badische Landesbühne, Autorenwettbewerb, Postfach 1203, D-76646 Bruchsal	achter-verlag'at't-online	Kunstverein Bad Dürkheim, Lucia Cornelius-Horstmann, In den Hammerwiesen 28, D-67098 Bad Dürkheim
nähere Informationen	http://www.dieblb.de/	Achter Verlag, Hauptstraße 12, D-56729 Acht, Tel.: +49-(0)151- 50447239, achter- verlag'at't-online.de, www.achter-verlag.de	Lucia Cornelius- Horstmann, Tel. / Fax: +49-(0)6322 - 981454, lucia.horstmann'at't- online.de, Michael Rumpf, Tel. 06359/84182, Dieter Pucher, Tel. 06322/65822

Datum	15.06.09	30.06.09	15.08.09
Name	Kinder- und Jugendbuchpreis der Stadt Oldenburg	Schwäbischer Literaturpreis 2009	„Eberhard“ - Kinder- und Jugendliteraturpreis des Landkreises Barnim
Genre	Kinder- u. Jugendliteratur, auch Illustrationen, Erstlingswerk: unveröffentlicht, im Druck oder seit 15.06.2008 erschienen	Prosa (unveröffentlicht)	Texte der Kinder- und Jugendliteratur mit Umweltthematik (unveröffentlicht)
Thema		Unterwegs (regionaler Bezug)	Auf dem Holzweg (Umwelt)
Umfang		max. 20 Seiten (50 Zeilen à 80 Anschläge)	nur ein Beitrag pro Autor/in; max. 7 Seiten
Form	5 Exemplare; jedes Exemplar mit Karte: Erscheinungstermin des Titels (soweit bekannt) und Kurzbiographie; Adresse und Tel.nr.	12-Punkte-Schrift; Text anonymisiert und mit Kennwort; in verschlossenem Brief: Anschrift, Geburtsdatum, biograph. Wurzeln	Schriftart Arial, Schriftgröße 12 Punkt, Zeilenabstand 1,5; Auf gesondertem Blatt Name, Anschrift, Kurzbiographie und Tel.nr.; Manuskript 7fach, Personalblatt 2fach
Preis	7600€, kann verteilt vergeben werden	1.) 1500€, 2.) 1000€, 3.) 500€, plus Sonderpreis für junge Autor/innen bis 25 Jahren (Literaturkurs in der Schwabenakademie Irsee)	2.500 €
Teilnehmer/innen	lebende Autor/innen der deutschen Sprache und Illustrator/innen, die erstmals mit einer eigenständigen Monographie der Kinder- und Jugendliteratur an die Öffentlichkeit treten	Autor/innen, die im schwäbisch-alemanischen Kulturraum leben oder biographischen Wurzeln haben	
Veranstalter	Stadt Oldenburg	Bezirk Schwaben	Landkreis Barnim
einsenden an	Stadtbibliothek Oldenburg - Jugendbibliothek - Peterstr. 3, D-26121 Oldenburg	Bezirksheimatpflege, Dr. Peter Fassl, Prinzregentenstr. 8, D-86150 Augsburg, heimatpflege@bezirk-schwaben.de	Landkreis Barnim, Strukturentwicklungsamt, Am Markt 1, D-16225 Eberswalde
nähere Informationen	www.oldenburg.de/kibum.html	+49-(0)821/3101-309, http://www.bezirk-schwaben.de/index.php?id=1182	+49-(0)3334/ 214-1255, kulturverwaltung@kvbar-nim.de